

ACTA FACULTATIS PHILOSOPHICAE
UNIVERSITATIS OSTRAVIENSIS



STUDIA GERMANISTICA

ČÍSLO 7

Recenzenti: Mgr. Hana Bergerová, Dr. (Univerzita J. E. Purkyně v Ústí nad Labem)
Prof. PhDr. Ingeborg Fialová, Dr. (Univerzita Palackého v Olomouci)
Mgr. Eva Hrdinová, Ph.D. (Ostravská univerzita v Ostravě)
PhDr. Jaroslav Kovář, CSc. (Masarykova Univerzita v Brně)
Priv.-Doz. PhDr. Iva Kratochvílová, Ph.D. (Slezská univerzita v Opavě)
PhDr. Jiřina Malá, CSc. (Masarykova Univerzita v Brně)
Prof. PhDr. Zdeněk Masařík, DrSc. (Masarykova univerzita v Brně)
Dr hab. Anna Maňko-Matysiak (Univerzita Wrocław)
Doc. PhDr. Jana Ondráková, Ph.D. (Univerzita Hradec Králové)
Prof. Dr. Johannes Schwitalla (Univerzita Würzburg)
Prof. PhDr. Ludvík Václavěk, CSc. (Univerzita Palackého v Olomouci)
Prof. i.R. Dr. Werner Wegstein (Univerzita Würzburg)

Vědecká redakce: Dr. Horst Ehrhardt
Prof. Dr. Mechthild Habermann
Prof. Dr. hab. Marek Haľub
Prof. PhDr. Jiří Munzar, CSc.
Prof. Priv.-Doz. PhDr. Lenka Vaňková, Dr.
Prof. em. Dr. Dr. h.c. mult. Norbert Richard Wolf
Doc. PhDr. Pavla Zajícová, Ph.D.

Výkonná redakce: Prof. Priv.-Doz. PhDr. Lenka Vaňková, Dr.
Prof. em. Dr. Dr. h.c. mult. Norbert Richard Wolf

Technický redaktor: Mgr. Martin Mostýn, Ph.D.

Obálka: Mgr. Tomáš Rucki

Časopis je na Seznamu recenzovaných neimpaktovaných časopisů vydávaných v České republice, schváleném Radou pro výzkum a vývoj, odborným a poradním orgánem vlády pro oblast výzkumu a vývoje, v roce 2009.

Vydala Ostravská univerzita v Ostravě, Filozofická fakulta.

© Ostravská univerzita v Ostravě, Filozofická fakulta, Ostrava 2010

Reg. č. MK ČR E 18718
ISSN 1803-408X

Zum Phonemstatus von Schwa im Deutschen

Eine Bestandsaufnahme

Sven STAFFELDT

1. Die Geburt des Phonems

Der Beginn der modernen Sprachwissenschaft wird häufig mit einem Namen (oder einem Werk) und einer Richtung markiert, nämlich mit Ferdinand de Saussure (bzw. dem ‚Cours de linguistique générale‘, 1916) und dem Strukturalismus, dessen Gedankengut von der Linguistik ausgehend enorme Auswirkungen auch auf andere Disziplinen hatte. Innerhalb der Linguistik, so die Geschichte weiter, bildeten sich in der Folge in Europa und Amerika schnell mehrere verschiedene Schulen. Der Prager Linguistenkreis ist dabei eine „der klassischen Schulen der strukturellen Linguistik“ (Bartschat 1996:72). In diesem Kreis war es besonders der „sogenannte ‚russische Flügel‘“ (Bartschat 1996:73), in dem die förmlich in der Luft liegende Idee des Phonems¹ wirkungsvoll Gestalt annahm, obwohl das Phonem zuerst bei Jan Baudouin de Courtenay in seiner Antrittsrede 1870 in Petersburg (vgl. Bartschat 1996:39) aufgetaucht sein soll und sich 1873 schließlich in den Arbeiten des französischen Sprachwissenschaftlers A. Dufriche-Desgenettes wiederfindet (vgl. Ternes 1999:3 unter Verweis auf Koerner 1976). Aber erst mit dem von Wien aus im Prager Linguistenkreis mitarbeitenden russischen Fürsten Nikolaj Sergejewitsch Trubetzkoy beginnt 1939 postum der Siegeszug des Phonems unter dem Banner der Phonologie, der den Strukturalismus über die Linguistik gebracht hat: „Die Anfänge der strukturellen Linguistik sind die Anfänge der Phonologie“ (Helbig 1974:52).

Den Phonembegriff entwickelt Trubetzkoy aus dem Begriff der phonologischen Einheit, welchen er wiederum aus dem Begriff der distinktiven Opposition gewinnt. Letzteres ist eine von drei angenommenen Funktionen von Schalleindrücken auf der Ebene der Darstellung:²

„Die einen Schalleigenschaften besitzen eine gipfelbildende oder kulminative Funktion, d. h. sie geben an, wieviel ‚Einheiten‘ (= Wörter, bzw. Wortverbindungen) im betreffenden Satze enthalten sind: hierher gehören z. B. die Haupttöne der deutschen Wörter. Andere Schalleigenschaften erfüllen eine abgrenzende oder delimitative Funktion, indem sie die Grenze zwischen zwei Einheiten (= enge Wortverbindungen, Wörter, Morpheme) angeben: im Deutschen gehört hierher z. B. der feste Vokaleinsatz. Noch andere Schalleigenschaften üben endlich bedeutungsunterscheidende oder distinktive Funktion aus, indem sie die einzelnen mit Bedeutung versehenen Einheiten voneinander unterscheiden: vgl. z. B. deutsch *List-Mist-Mast-Macht*“ (Trubetzkoy 1939:29).

¹ In der Luft lag nicht nur die Idee des Phonems, sondern auch die damit verbundene Idee der Phonologie, denn „ähnliche Ansätze findet man vorher und etwa gleichzeitig bei verschiedenen Autoren (Sievers, Jespersen, Winteler, Sapir, D. Jones)“ (Heike 1972:16).

² Trubetzkoy (1939:17 ff.) nimmt zu Anfang seiner Ausführungen u. a. sowohl auf de Saussures Unterscheidung von Langue und Parole Bezug (vgl. Saussure 1916), als auch auf die Bühler’schen Funktionen des Sprachzeichens (vgl. Bühler 1934).

Alle drei Funktionen sind nach Trubetzkoy Gegenstand der Phonologie, aber die distinktive Funktion ist die wichtigste unter ihnen. Ohne sie, so Trubetzkoy, könne eine sprachliche Einheit nicht von einer anderen unterschieden werden. So *muss* es nach Trubetzkoy Schalleindrücke geben, die in der Lage sind, Bedeutungen zu unterscheiden. Und die kleinsten solcher phonologischen Einheiten nennt Trubetzkoy schließlich *Phoneme*:

„Schallgegensätze, die in der betreffenden Sprache die intellektuelle Bedeutung zweier Wörter differenzieren können, nennen wir *phonologische* (oder *phonologisch distinktive* oder auch *distinktive Oppositionen*“ (Trubetzkoy 1939:30).

„Jedes Glied einer solchen Einheit nennen wir *phonologische* (bzw. *distinktive*) Einheit. (Ebd.:33).

„Phonologische Einheiten, die sich vom Standpunkt der betreffenden Sprache nicht in noch kürzere aufeinanderfolgende *phonologische* Einheiten zerlegen lassen, nennen wir *Phoneme* (Trubetzkoy 1939:34).

An dieser Definition von Trubetzkoy hat sich bis heute nicht viel geändert. Sie findet sich in verkürzter Form in wohl jedem in die Phonologie einführenden Text in Lehrbüchern wieder und ist auch nach wie vor für die Ermittlung des Phoneminventars von Sprachen gültig: *Ein Phonem ist die kleinste bedeutungsunterscheidende lautsprachliche Einheit*. Selten hat eine linguistische Definition eine solche Karriere gemacht.³

Trubetzkoy wendet sich übrigens ausdrücklich gegen eine psychologisch motivierte Definition, wie es etwa die von Baudouin de Courtenay⁴ ist:

„Jede Bezugnahme auf das ‚Sprachbewußtsein‘ muß bei der Definition des Phonems ausgeschaltet werden. [...] Das Phonem ist vor allem ein funktioneller Begriff, der hinsichtlich seiner Funktion definiert werden muss. Mit psychologischen Begriffen läßt sich eine solche Definition nicht durchführen“ (Trubetzkoy 1939:38).

„Das Phonem kann weder von seiner psychologischen Natur aus noch von seiner Beziehung zu den phonetischen Varianten befriedigend definiert werden, sondern einzig und allein von seiner Funktion im Sprachgebilde. Ob man es nun als kleinste distinktive Einheit (L. Bloomfield) oder als Lautmal am Wortkörper (K. Bühler) definiert – alles das kommt auf eines hinaus: nämlich darauf, daß jede Sprache distinktive (‚phonologische‘) Oppositionen voraussetzt, und daß das Phonem ein in noch kleinere distinktive (‚phonologische‘) Einheiten nicht weiter zerlegbares Glied einer solchen Opposition ist. An dieser ganz klaren und eindeutigen Definition ist nichts zu ändern. Denn jede an ihr vorgenommene Veränderung führt nur zu einer Komplikation, die erspart werden kann“ (Trubetzkoy 1939:39).

„Außerdem ist das ‚Wiedererkennen‘ ein psychologischer Vorgang, und es ist nicht ratsam, psychologische Begriffe zur Definition von sprachwissenschaftlichen heranzuziehen. Dagegen ist die Wortunterscheidung ein rein sprachwissenschaftlicher Begriff“ (Trubetzkoy 1939:41).

³ Mittlerweile steht ihr die Definition „Bündel distinktiver Merkmale“, die aber ebenfalls bereits bei Trubetzkoy angelegt ist, zur Seite. Das tut hier aber nichts zur Sache. Vgl. dazu Staffeldt (2010:98-106).

⁴ Baudouin de Courtenay definierte das Phonem als psychisches Äquivalent des Sprachlautes: „Das Phonem = eine einheitliche, der phonetischen Welt angehörende Vorstellung, welche mittelst psychischer Verschmelzung der durch die Aussprache eines und desselben Lautes erhaltenen Eindrücke in der Seele entsteht = psychischer Äquivalent des Sprachlautes“ (Baudouin de Courtenay 1895:9). Vgl. für eine etwas ausführlichere Diskussion des Phonembegriffs von Baudouin de Courtenay Meinhold/Stock (1980:37-40).

Trubetzkoy's Zurückweisung psychologischer Kategorien zur Definition linguistischer Begriffe ist einerseits zwar argumentgetrieben, andererseits als Setzung aber auch kategorisch. Das Argument lautet kurz zusammengefasst: Weil man nicht in andere Köpfe schauen und dort Sprachbewusstsein finden kann, würde man nie wissen, was ein Phonem ist, wenn es psychologisch definiert wäre. Kategorisch ist es – abgesehen von der sprachlichen Form der Zurückweisung, also etwa der Verwendung des Modalverbs *müssen* oder einer drastischen Formulierung wie *muss ausgeschaltet werden* etc. –, weil überhaupt keine Möglichkeit gesehen wird, Phoneme (jemals) aus psychologischer Perspektive definieren zu können. Vielleicht hängt dies auch damit zusammen, dass Phoneme über „keine physische und keine psychische Realität“ (Trubetzkoy 1939:41) verfügen. Sie besitzen nach Trubetzkoy „dieselbe Art von Existenz wie alle Werte [i.S.v. de Saussure]“: Das Phonem ist eine „abstraktive und ‚fiktive‘ Größe“ (ebd.).

Im Rahmen der Etablierung der Sprachwissenschaft als einer *eigenständigen* wissenschaftlichen Disziplin und der damit verbundenen Loslösung von der Psychologie ist eine Strategie höchst erfolgreich: die Virtualisierungsstrategie. So auch beim Kampf um die richtige Definition des Phonems. Damit einher geht aber auch, dass Phoneme als Objekte der Sprachwissenschaft in gewisser Weise erst geschaffen werden. Es gilt für sie, was de Saussure allgemein zum Gegenstand der Sprachwissenschaft sagt:

„Man kann nicht einmal sagen, daß der Gegenstand früher vorhanden sei als der Gesichtspunkt, aus dem man ihn betrachtet; vielmehr ist es der Gesichtspunkt, der das Objekt erschafft“ (de Saussure 1916:9).

Man kann, wenn man will, von der „epochalen Erfindung des Phonems“ (Arens 1987:9) reden, von „the discovery (or invention) of the phoneme“ (Goldsmith 2000:90). Das Phonem kann also, und das ist entscheidend, nicht einfach so entdeckt werden. Es musste erst als solches geschaffen werden, um es in Sprachen wiederfinden zu können. Und Trubetzkoy war damit am erfolgreichsten.

Eine Bedingung für den großen Erfolg bei und nach der Geburt des Phonems ist, dass sie unter Anwendung einer einfachen, präzisen Methode vonstatten ging: der weithin bekannten Minimalpaaranalyse. Trubetzkoy hatte drei Regeln zur Bestimmung der Phoneme aufgestellt. Eine davon erwächst aus der Definition des Phonems als distinktiver Einheit:

„Wenn zwei Laute genau in derselben Lautstellung vorkommen und nicht miteinander vertauscht werden können, ohne daß sich dabei die Bedeutung der Wörter verändern oder das Wort unkenntlich werden würde, so sind diese zwei Laute phonetische Realisationen zweier verschiedener Phoneme“ (Trubetzkoy 1939:44; dort die II. Regel).

Es handelt sich demgegenüber nicht um Phoneme (sondern um Varianten, um Allophone), wenn mit der Vertauschung kein Bedeutungsunterschied verbunden ist. Das erfasst die zu der eben angeführten komplementäre Regel:

„Wenn zwei Laute derselben Sprache genau in derselben lautlichen Umgebung vorkommen und miteinander vertauscht werden dürfen, ohne dabei einen Unterschied in der intellektuellen Wortbedeutung hervorzurufen, so sind diese zwei Laute nur fakultative Varianten eines Phonems.“ (Trubetzkoy 1939: 42; dort die I. Regel)

Die dritte Regel ist notwendig, weil es auch Laute gibt, die niemals in derselben lautlichen Umgebung stehen können, also niemals gegeneinander ausgetauscht werden können. Die Minimalpaaranalyse wäre auf diese beiden allein nicht anwendbar. Wenn diese

Laute nun phonetisch ähnlich sind, werden sie ebenfalls als Varianten eines Phonems gezählt. Das erfasst die dritte Regel:

„Wenn zwei akustisch bzw. artikulatorisch miteinander verwandte Laute einer Sprache niemals in derselben Lautumgebung vorkommen, so werden sie als kombinatorische Varianten desselben Phonems gewertet“ (Trubetzkoy 1939:44; dort die III. Regel).

Diese Regel ist u. a. schon allein deswegen nötig, weil die ersten beiden allein zu inkonsistenten Ergebnissen führen würden. Das hat Ternes sehr anschaulich so klargemacht:

„Dt. [nakt] – [naxt] nakt – Nacht bilden ein perfektes minimales Paar. Es weist scheinbar nach, daß [k] und [x] im Deutschen Phoneme sind. Für [k] trifft dies auch tatsächlich zu, was sich durch zahlreiche weitere Minimalpaare der unterschiedlichsten lautlichen Konstellationen untermauern läßt. Weiterhin scheint das Minimalpaar [gɪçt] – [gɪçt] Gischt – Gicht zu belegen, das [ʃ] und [ç] Phoneme des Deutschen sind. Für [ʃ] trifft das auch zu, wie sich durch weitere Minimalpaare nachweisen läßt, z. B. mit dem zuvor isolierten [k]: [ʃɛltə] – [kɛltə] Schelte – Kälte. Wir dürfen also /k/ und /ʃ/ schreiben. Sollten wir aber versuchen, ein Minimalpaar zwischen dem zuvor isolierten [x] und dem anschließend isolierten [ç] zu bilden, so würden wir scheitern. Wie auch immer wir es wendeten, eine minimale Kontrastierung von [x] mit [ç] ließe sich nicht herstellen“ (Ternes 1999:75f.). [Anm.: Ternes benutzt hier Kontrast i. S. v. Opposition.]

Die Minimalpaaranalyse würde ergeben, dass der ich- und der ach-Laut zwei Phoneme sind, aber es gibt kein Minimalpaar, bei dem nur diese beiden Laute distinktiv wären, weil sie nicht an derselben lautlichen Position stehen, ihre Distribution verschieden ist. Es kann sozusagen nicht *direkt* überprüft werden, ob es sich um Phoneme handelt. Sie sind aber insofern phonetisch ähnlich (oder miteinander verwandt),

„als sie sich lediglich in einem Kriterium unterscheiden, dem des Artikulationsortes nämlich, und ihre beiden Artikulationsorte auch noch benachbart sind: [x] ist ein stimmloser velarer Frikativ und [ç] ist ein stimmloser palataler Frikativ“ (Staffeldt 2010:79).

Und *weil* diese komplementär distribuierten Laute phonetisch einander ähnlich sind, werden sie als Varianten eines Phonems betrachtet, womit diese Schwierigkeit gelöst wäre.

Da die Fähigkeit, Bedeutungen unterscheiden zu können, konstitutiv für den Phonemstatus eines Lautes ist, ist auch die Minimalpaaranalyse bereits im Begriff des Phonems verankert. Und deshalb ist sie auch die wichtigste (wenn nicht einzige) Methode, wenn es darum geht, den Phonembestand einer Sprache zu ermitteln.

2. Schwa und die vokalischen Phoneme des Deutschen

Wie viele und welche Vokalphoneme des Deutschen anzusetzen sind, darüber herrscht alles andere als Einigkeit. Die Anwendung der Minimalpaaranalyse zur Ermittlung des vokalischen Phonembestandes des Deutschen ist m. a. W. entweder mit Schwierigkeiten behaftet, oder es drängen sich weitere Gesichtspunkte (im Sinne de Saussures) auf, die Einfluss haben auf die Zuweisung des Phonemstatus.

Wer nur 8 Vokalphoneme des Deutschen annimmt, unterscheidet phonologisch nicht zwischen den gespannten Langvokalen und den ungespannten kurzen Gegenstü-

cken, etwa nicht zwischen [i:] und [ɪ] in *bieten* vs. *bitten*,⁵ wobei die Länge des gespannten Vokals ebenfalls kein distinktives Merkmal ist. Sie hängt nämlich davon ab, ob der Vokal in betonter oder in nicht betonter Silbe steht: In betonter müssen sie lang sein. Auf die Monophthonge bezogen spaltet sich das Lager hier also auf in die Phonologen, die 8 Vokalphoneme des Deutschen annehmen, und solche, die rund um 16 Vokalphoneme des Deutschen annehmen.

Die meisten Schwierigkeiten tauchen bei den a-Lauten, den e-Lauten und den Diphthongen auf. Lassen wir die Diphthonge außen vor, dann entzündet sich ein wesentlicher Problemkreis um die Frage, ob bestimmte gespannte Vokale als im deutschen Vokalsystem existent angesehen werden oder nicht. Also bei den a-Lauten etwa [æ], wie er möglicherweise in konjunktivischen Formen wie *nähme* auftaucht, oder auch α im Unterschied zu dem ungespannten [a], das dann aber auch als Langversion [a:] existieren soll. Das sog. a-Schwa [ɐ] (auch: vokalisiertes r), das bspw. im Auslaut von Wörtern auftaucht, der grafisch als <er> realisiert ist, tritt dabei nicht in Konkurrenz zu den übrigen a-Lauten. Das ist anders beim e-Schwa [ə] und den übrigen e-Lauten. Hier stellt sich die Frage, in welchem Verhältnis die Laute zueinander stehen. Vielleicht wird über den Status des e-Schwa auch aus diesem Grund mehr gestritten als über den des a-Schwa, dem nur sehr vereinzelt Phonemstatus zugebilligt wird.

	/.../: Σ	/ə/	/ɐ/
Zifonun et al. 1997:167	16	ja	nein
Heidolph/Flämig/Motsch 1981:913	15	nein	nein
Eisenberg 2004:94-99	16	ja	nein
Dudenredaktion 2009:36	15	nein	nein
Dudenredaktion 2005:35	20	ja	nein
Spiekermann 2002:113 f.	8	nein	nein
Fleischer/Helbig/Lerchner 2001:317	16	ja	nein
Ternes 1999:94	8	nein	nein
Hall 2000:68	16	ja	nein
Becker: 1998: ???	8	nein	nein
Ramers 2002:92	17	ja	ja ⁶
Altmann/Ziegenhain 2010:84	19	ja	ja ⁷
Werner 1972:23	16	ja	nein
Philipp 1974:29	16	ja	nein
Féry 2001:60	15	ja	nein

Tabelle 1: Anzahl der Vokalphoneme (außer Diphthonge) und Phonemstatus der Schwa-Laute in verschiedenen phonologischen Texten

Die angeführte Tabelle gibt darüber Auskunft, in welchem Werk (Grammatik, Lehrbuch, wiss. Literatur) wie viele Vokalphoneme des Deutschen jeweils angenommen werden

⁵ Ein Argument dafür ergibt sich aus dem Konzept des Silbenschnittes, auf das hier nicht näher eingegangen wird. Vgl. dazu Spiekermann (2000) und Maas (2006).

⁶ „Dass der Vokal /ɐ/ (vokalisiertes r) mit einer Segmentfolge /əR/ in Verbindung zu bringen ist (wie das Paar ›weiter – weitere‹ ([ɐ] – [əR]) illustriert), ist mit Hilfe eines rein statischen Phonemsystems nicht direkt erfassbar. In diesem kann lediglich die Distribution der Phoneme in verschiedenen Wortformen verglichen werden, eine Herleitung der einen Form aus einer anderen (hier weit[ɐ] aus weit[əR]) ist dagegen nicht möglich. Dazu ist ein dynamisches Modell erforderlich, das die Analyse phonologischer Prozesse zum Ziel hat“ (Ramers 2002:93).

⁷ In einem der beiden Schaubilder in Altmann (2010:84) ist neben dem ɐ eingefügt: „(Phonem?)“.

und ob den Schwa-Lauten Phonemstatus zugewiesen wird. Es ergibt sich für das e-Schwa bei den durchgesehenen Werken ein Verhältnis von 10:5 für den Phonemstatus und für das a-Schwa ein Verhältnis von 13:2 gegen den Phonemstatus.

3. Argumente pro und contra Phonemstatus von Schwa

Beginnen wir damit, wichtige Stellen aus den konsultierten Werken zusammenzustellen:

	zum Phonemstatus von [ə]
Zifonun et al. (1997:169 f.)	„Wir werten [...] das Schwa als Phonem (ob wir es in bestimmten Fällen gleichwohl als Allophon zu /ɛ/ auffassen sollten, lassen wir offen)“ (Zifonun et al. 1997: 170). Andererseits nehmen die AutorInnen aber auch „Fälle von Kontrastakzent [an], in denen etwa das Schwa als [ə:] oder [ɛ] realisiert wird“ (Zifonun et al. 1997:169).
Heidolph/Flämig/Motsch (1981:926 f.)	nur unbetont; phonetische Repräsentation von /ɛ/ nur dann, wenn diesem jegliche Betonung fehlt
Eisenberg 2004:98 f.	„Bei Schwa wird besonders deutlich, wie künstlich die Trennung des Segmentalphonologischen vom Silbischen und Prosodischen, d. h. vom weiteren phonologischen Kontext ist“ (Eisenberg ² 2004:99).
Dudenredaktion (2009:28 f.)	Reduktionsvokal, nur in unbetonten Silben
Dudenredaktion (2005:35)	Phonemstatus (unkommentiert)
Spiekermann (2002:114)	vorhersagbare Distribution
Fleischer/Helbig/Lerchner (2001:316)	„Auch der Phonemstatus des [ə] ist umstritten, obwohl klare Distinktionsfälle (Oppositionen) nachweisbar sind: <Bube> ['bu : bə] vs. <Bubi> ['bu : bi :]; <Lotto> ['lɔtɔ :] vs. <Lotte> ['lɔtə]. TERNES (1987:99) nennt die Problematik des Phonemstatus von [ə] im Deutschen unerklärbar“ (Fleischer/Helbig/Lerchner 2001:316).
Ternes (1999:100 f.)	Schwa nur unbetont; Phonemstatus unklar: „Kurzum, die strenge phonologische Interpretation von [ə] wirft sehr verzwickte Fragen mit z. T. weitreichenden Konsequenzen auf“ (Ternes ² 1999:100). „Daher ist es kein Sakrileg mehr festzustellen, daß es sich nicht recht lohnt, der Problematik um das unbetonte [ə] in allen Verästelungen bis zur letzten Konsequenz nachzugehen. Eine Sprache ist kein Puzzlespiel, das immer ohne Rest ‚aufgehen‘ muß. Wir betrachten daher das unbetonte [ə] im Deutschen (und in anderen Sprachen) als ungeklärten (und wahrscheinlich unklärbaren) Rest. Wegen seiner auf die Opposition zu [ɪ] beschränkten Distinktivität und seines stark eingeschränkten Vorkommens (nur in unbetonter Silbe) betrachten wir es als nicht als echtes Phonem. [...] Andererseits haben wir auch keine Bedenken, das Zeichen [ə] in einer durchgehend phonologischen Transkription (in Schrägstrichen) zu verwenden. Wir schreiben also /lɔ : bən/ <i>loben</i> , /bɛf e : lən/ <i>befehlen</i> usw.“ (Ternes ² 1999:101).
Hall (2000:70 f.)	„Obwohl das /ə/ nach Meinung der meisten Forscher zu den Phonemen des Deutschen zählt, hat dieser Laut einen besonderen Status, den seine Verteilung ist in vielen Fällen vorhersagbar“ (Hall 2000:70).
Becker (1998:103-116)	Zusammenfall von Schwa und /e/:

in Opposition mit [e]:

[gene:zə] vs. [gəne:zə] (*Genese* vs. *genese*) vgl. Hakkarainen (1995:51)
 [ˈtɛ:nɔr] vs. [təˈnɔr] (*Tenor* vs. *Tenor*) vgl. Hakkarainen (1995:51)

in Opposition mit [ɐ]:

[mançɐ] vs. [mançə] (*mancher* vs. *manche*) vgl. Zifonun et al. (1997:169)

Zwar sind einige der Minimalpaare zur Veranschaulichung des Zusammenhanges gedacht, dass Schwa nur dann (und sonst nicht) Oppositionen mit „vollen“ Vokalen bilden kann, wenn letztere in unbetonter Stellung stehen können (vgl. Hakkarainen 1995:51). Aber immerhin *sind* es Minimalpaare. Höchstens bei *Tenor* vs. *Tenor* kann man streiten, ob mit dem Betonungswechsel nicht noch ein zweites für die Distinktivität zu berücksichtigendes Merkmal infrage kommt.

Gegen diese Beispiele für Minimalpaare wäre aber u. U. einzuwenden,

- dass es sich zum Teil um flektierte Formen handelt (etwa: *Freunden*),
- dass es sich zum Teil um Fremdwörter handelt (etwa: *Genese*),
- dass es sich zum Teil um Eigennamen handelt (etwa: *Lotte*),
- dass es so wenige, nur mühsam zu findende sind.

Das letzte Argument ist keines. Dass es nur wenige gibt, hat keinen Einfluss auf den Status als Phonem. Und es stimmt noch nicht einmal, wenn man Schwa gegen Null (den von Philipp (1974:29) „Weglassprobe“ genannten Test) zulässt. Hier findet Ortmann (1981:49-71) allein 1279 Minimalpaare.⁹

Die ersten drei Einwände betreffen die *Methode* der Minimalpaarbildung. Wenn die Einwände ernsthaft erhoben werden, sind mit ihnen die folgenden Verbote verbunden:

- Als Teil eines Minimalpaares darf keine flektierte Form verwendet werden.
- Als Teil eines Minimalpaares darf kein Fremdwort verwendet werden.
- Als Teil eines Minimalpaares darf kein Eigenname verwendet werden.

Dass keine flektierten Formen verwendet werden dürften, wäre ausgesprochen misslich. Immerhin könnte es doch sein – und für Schwa trifft das in besonderem Maße zu – dass bestimmte Vokale eines Sprachsystems häufig in Flexionsmorphemen auftauchen. Wenn keine Minimalpaarbildung mit flektierten Formen erlaubt ist, dann wird vielleicht ein Vokal nicht erfasst, der eine wesentliche Rolle im Vokalsystem spielt. So ist ja auch *singe* vs. *singt* ein Minimalpaar, dessen Glieder sich in der Bedeutung unterscheiden. Nur eben ist es eine grammatische Bedeutung. Bei Trubetzkoy (1939) jedenfalls sind Paare mit flektierten Formen als Gliedern zugelassen (etwa *Mähne* vs. *mahne*; vgl. Trubetzkoy 1939:33). Er redet vorsichtig von intellektueller Bedeutung (vgl. ebd.), die differenziert würde. Damit ist noch nicht einmal vorgegeben, dass es sich um zwei verschiedene Lexeme handeln muss bei dem Minimalpaar.¹⁰

⁹ In der Tat findet auch Ortmann (1981) ansonsten wenige: etwa 6mal [ə] vs. [ɪ] (alle mit dem Movie-
 rungssuffix; ebd., 16), 3mal [ə] vs. [a] (*Summ*[a/ə], *Not*[a/ə], *summ*[a/ə]; ebd., 71), 1mal [ə] vs. [o]
 (*Kont*[o] vs. *konnt*[ə]; ebd., 71).

¹⁰ Vgl. hierzu auch Wagner (1982) oder Ortmann (1981:VI): Eine Beschränkung auf die Unterscheidung
 der Bedeutung „greift sicherlich zu kurz, wenn man ‚Bedeutung‘ als lexikalische Bedeutung versteht;
 ‚altem‘ und ‚alten‘ wären diesbezüglich nicht verschieden, /m/ und /n/ könnten somit [hier; d. Verf.]
 nicht als Phoneme erkannt werden, als welche sie sich doch eindeutig aus ‚mein‘ und ‚nein‘ ergeben.“

Der Fremdwort-Einwand ist zu berücksichtigen, denn natürlich bringt der Einbezug von nicht-nativen Wörtern die Gefahr mit sich, Einheiten als Phoneme zu bestimmen, die im Sprachsystem der Sprache ansonsten vielleicht gar nicht vorhanden sind. Mit dem Eigennamen-Einwand umzugehen ist dagegen schon schwieriger. Denn Eigennamen gehören durchaus zum lexikalischen Bestand einer Sprache, die aber ihre Besonderheiten haben. Lassen wir diese beiden Einwände gelten. Es existieren immerhin ja auch Minimalpaare ohne Fremdwörter oder Eigennamen.

Vielleicht der schwerste Einwand ist,

- dass statt Schwa auch [ɛ] stehen könnte.

Hier haben wir es mit der These zu tun, [ə] sei Allophon zu [ɛ]. Dazu ist zu sagen: Zunächst ist nicht in allen Fällen ɛ als standardsprachliche Aussprache anzunehmen. Etwa nicht in *Pappe* oder *Rose*. So sieht das jedenfalls auch der Ausspracheduden (vgl. Dudenredaktion 2005:611 und 684). Ob der Duden in jedem Fall den Standard erfasst (oder vorgibt), sei dabei dahingestellt. Es ist aber jedenfalls anzunehmen, dass Papp[ɛ] oder Ros[ɛ] wohl eher nicht standardsprachlich sind, weil ihr Vorkommen räumlich begrenzt und damit dialektal sein dürfte. Wenn hier nicht [ɛ] stehen kann, in anderen Fällen aber wohl, kann es sich weder um freie noch um gebundene Allophone mit komplementärer Verteilung handeln. Im ersten Fall müssten [ɛ] und [ə] immer füreinander einsetzbar sein, im zweiten nie.

Aber auch in den Fällen, da ein [ɛ] stehen könnte, stellt sich die Frage, ob [ə] ein Allophon davon wäre. Ein Argument dagegen ist die auch in der Literatur angenommene Promiskuität von [ə]: Es alterniert auch mit anderen Vokalen als nur mit dem [ɛ]¹¹ und taucht ansonsten ebenfalls als Reduktion von ganzen Silben auf: etwa *hast*[ə] für *hast du*. Ein weiteres Argument lässt sich daraus gewinnen, dass längst nicht klar ist, ob es nicht auch einfach anders herum sein könnte, dass nämlich in einigen Fällen [ɛ] für [ə] steht. Wie nicht in allen Fällen standardsprachlich [ɛ] stehen kann, wo [ə] vorkommt (wie eben gesehen), so kann auch nicht in allen Fällen [ə] stehen, wo [ɛ] vorkommt. Nämlich mindestens nicht in den Silben, da [ɛ] betont ist (wie etwa in B[ɛ]tt). Hier kommen wir zu einem zweiten wichtigen Problembereich rund um das Schwa: der Positionsgebundenheit. Den ersten können wir derweil als abgehakt betrachten: Weil es Minimalpaare mit Schwa gibt, ist Schwa ein Phonem. Und: Schwa ist kein Allophon eines der e-Laute. So sehen das auch Hirschfeld/Wallraff (2002):

„Die häufig vorgenommene Zuordnung des Schwa zur Gruppe der E-Laute ist bei Berücksichtigung dieser Erscheinungen [d. i. Reduktion auch bei i-ɪ-ə] nicht gerechtfertigt. Auch von den distinktiven Merkmalen her gehört das Schwa nicht zu den E-Lauten, seine Eingliederung in das Vokalviereck weist annähernd gleiche Abstände zu den entsprechenden Hinterzungenvokalen aus. Die Zuordnung ist vor allem der graphischen Repräsentation geschuldet“ (Hirschfeld/Wallraff 2002:494).

¹¹ Vgl. einerseits Hirschfeld/Wallraff (2002:501), die in ihren Studien insgesamt 7 Klangvarianten „des Schwa in den Vorsilben *be-* und *ge-* sowie der Endung *-e*“ gefunden haben, und andererseits auch etwa ein Argument von Vennemann (1991:212), dessen Kern Becker (1998:105) so wiedergibt: „Bei realisationsphonologischer Reduktion ist Schwa das Resultat der Reduktion aller Vokale.“ Becker bespricht die folgenden Beispiele von Vennemann kritisch: *App*[ə]rat, *Moll*[ə]kül, *Asp*[ə]rin, *Lock*[ə]motive, *Käng*[ə]ruh, *Aph*[ə]rese, *Di*[ə]zese, *amm*[ə]sieren. Bei seiner Besprechung kommt Becker (1998:108) contra Vennemann zu dem folgenden Ergebnis: „Die realisationsphonologische Reduktion kann daher nicht als Argument für die Existenz der reduzierten Silbe als eigene prosodische Kategorie herangezogen werden.“

Das Vorkommen von Schwa ist auf unbetonte Silben beschränkt. Schwa gehört somit zu den nichtbetonbaren Vokalen (vgl. Eisenberg 2004:98). Allein dass Vokale auf bestimmte Positionen beschränkt sind, berührt deren Phonemstatus nicht. So kann etwa /ŋ/ nicht anlautend stehen und /h/ nicht auslautend, aber beide sind als Phoneme des Deutschen viel weniger strittig als Schwa.¹² Die Positionsbeschränkung muss einhergehen mit der *Vorhersagbarkeit* des Auftretens dieses Vokals. Erst dann ist der phonematische Status gefährdet. Denn wenn das Auftreten eines Lautes voll vorhersagbar ist, hat er nicht mehr aus sich heraus die Kraft, Bedeutungen unterscheiden zu können.

Auch mit dem a-Schwa [ɐ] gibt es Minimalpaare. Zum einen solche des Typs Lehr[ɐ] vs. Lehr[ə] und zum anderen solche des Typs To[ɐ] vs. To[n]. Der erste Typ (das silbische Vorkommen von a-Schwa)¹³ ist ein schnell zu entlarvendes Scheinpaar. Und zwar deswegen, weil [ɐ] hier anstelle von *zwei* Lauten, nicht von einem steht. Zwar differieren die phonetischen Realisierungen der beiden Glieder des Minimalpaares nur in einem Laut. Aber nur deswegen, weil vorher bei dem einen Glied ein phonologischer Prozess stattgefunden hat, der die Lautform verändert, nämlich: $\emptyset_{\mathbb{R}} \rightarrow \text{ɐ} / _ \$$.¹⁴

Irgendwo müssen der Minimalpaarbildung Grenzen gezogen werden. Zum einen sind dies die Grenzen der Standardvarietät (etwa gegenüber Dialekten), zum anderen sind dies Grenzen bei den phonologischen Prozessen. Ich würde vorschlagen, keine Glieder zuzulassen, bei denen Prozesse über mehr als ein Segment gelaufen sind. Und zwar deswegen nicht, weil die Minimalpaaranalyse ein Paar fordert, dass sich nur in einem Laut unterscheidet. Hinter dem sog. silbischen [ɐ] aber verstecken sich zwei.

Der zweite Typ (das nicht silbische Vorkommen des a-Schwa, sog. vokalisiertes R) würde zwar diese Bedingung erfüllen. Insofern wären Minimalpaare möglich. Aber sein Vorkommen kann (wie übrigens auch beim ersten Typ) voll vorhergesagt werden. Auch hier liegt ein phonologischer Prozess zugrunde, nämlich: $\mathbb{R} \rightarrow \text{ɐ} / _ ([-\text{konsonantisch}], [+sonorant], [+lang])$.¹⁵ Damit sind dies alle Fälle, in denen a-Schwa regelhaft vorhersagbar ist. Das Auftreten von a-Schwa ist an diese Regeln gebunden. Das a-Schwa kann also nicht aus sich heraus Bedeutungen unterscheiden und ist deswegen auch kein Phonem. Diese Analyse erklärt auch, warum weit überwiegend dem a-Schwa der Phonemstatus abgesprochen wird.

Die Vorhersagekraft für das Auftreten von e-Schwa [ə] ist demgegenüber viel schwächer. Wir finden es

- in Präfixsilben mit Anfangsrand und ohne Endrand, etwa {be-} oder {ge-},
- in Suffixsilben mit Anfangs- und Endrand, etwa {-chen},
- als Suffixsilbe, wenn der Stamm vokalisches endet {-e},
- in Suffixsilben, wenn der Stamm vokalisches endet, etwa {-en} als Flexionssuffix von {ruh-},
- in Suffixen, denen keine Silben entsprechen, wenn der Stamm konsonantisch endet, etwa {-e} oder {-en} als Flexionssuffixe von {greif-},
- als Suffix, etwa {-e} in *Gabe*,

¹² Bei ŋ wird allerdings darüber gestritten, ob es sich um eine Realisierung von /ng/ handelt, vgl. Heidolph/Flämig/Motsch (1981:959-965). Zu Schwierigkeiten beim [h] vgl. Staffeldt (2010:88-90).

¹³ Die Bezeichnung ist insofern nicht völlig korrekt, weil damit auch Vorkommen erfasst werden, in denen $\emptyset_{\mathbb{R}}$ nur Teil (nämlich der Reim) einer Silbe ist, wie in *Schul.t[ɐ]*.

¹⁴ Ausformuliert: $\emptyset_{\mathbb{R}}$ wird vor einer Silbengrenze zu ɐ . Zur Prozessphonologie vgl. Staffeldt (2010:107-131).

¹⁵ Ausformuliert: \mathbb{R} wird nach Langvokalen zu ɐ .

- in Stämmen vor l {nadel}, vor m {atem}, vor n {segen}, vor r {rudere} auslautend {tinte}.

Hieraus lässt sich – im Unterschied zum a-Schwa – also kein Argument gegen den Phonemstatus gewinnen. Selbst wenn das Vorkommen von e-Schwa etwa auf die grammatischen Affixe {be-}, {ge-} und {-e} etc. beschränkt wäre, so wäre diese Beschränkung nicht vorhersagbar, weil es keine phonologische Regel gibt, die dieses Auftreten vorherzusagen würde. Die bei Heidolph/Flämig/Motsch (1981:928) zu findende Regel „Ein Vokal wird zu [ə], wenn er unbetont ist.“ ist viel zu weitgefasst. So wird etwa das [ɪ] in *gel[ɪ]ngen* betont, in *ankl[ɪ]ngen* dagegen nicht, ohne dass es im letzteren Fall zu [ə] würde. Desweiteren ist etwa das Präfix {ge-} ohnehin nicht betonbar, weshalb die Regel für diesen Fall gar keine Erklärungskraft hat. Denn hier kann ja kein Vokal stehen, der betont würde. Das Auftreten von e-Schwa ist prozessphonologisch synchron nicht erfassbar und aus diesem Grund auch nicht vorhersagbar. Dass es in {be-} auftaucht ist ebenso wenig vorhersagbar wie die Tatsache, dass das [a] in {amt} auftaucht.

Wir hatten oben gesagt, dass e-Schwa nur in unbetonten Silben stehen kann. Aber dass das [ə] nicht betont werden kann, ist ja gar keine *Position*, auch wenn Formulierungen wie *kann nur in unbetonten Silben stehen* dies suggerieren. Es ist eine *Eigenschaft* dieses Vokals: Nichtbetonbarkeit. Nun ist es leider so, dass die Betonung tragen zu können, eine der wesentlichen Eigenschaften von Vokalen ist. Jeder Vokal kann als Silbenerkern einer betonten Silbe auftauchen, nur die Schwa-Laute nicht. Sie sind nicht betonbar.¹⁶ Diese Eigenschaft hätte von allen Phonemen allein das e-Schwa. Dies macht es zu einem besonderen Phonem. Aber aus welchem Grund sollte es deshalb den Phonemstatus verlieren?

4. Zusammenfassung

Die Methode zur Ermittlung des Phonembestandes einer Sprache, die Minimalpaaranalyse, führt sowohl beim a-Schwa als auch beim e-Schwa zu dem Ergebnis, dass es sich um Phoneme handeln müsste. Das Vorkommen des a-Schwa aber ist über die Annahme phonologischer Prozesse voll erklärbar und deshalb auch über die Angabe phonologischer Regeln voll vorhersagbar. Diese Vorhersagbarkeit ist das schlagende Argument gegen die Zuweisung des Phonemstatus. Das Vorkommen des e-Schwa dagegen ist nicht über phonologische Regeln erfassbar und daher auch nicht vorhersagbar. Aber als einziger Vokal des deutschen Phonemsystems ist es nicht betonbar. Mein Vorschlag in Sachen Zuweisung eines Phonemstatus an das e-Schwa ist, zwischen Minimalpaarfähigkeit, Nichtvorhersagbarkeit und Nichtbetonbarkeit zu gewichten. Wenn die letztere Eigenschaft für wichtiger gehalten wird als die Minimalpaarfähigkeit und die Nichtvorhersagbarkeit, dann sollte dem e-Schwa der Phonemstatus abgesprochen werden, weil es sich um einen Vokal handelt, der nicht über eine wesentliche Eigenschaft von Vokalen verfügt. Damit wird aber nicht so sehr der Phonemstatus abgesprochen als der, ein vollwertiger Vokal zu sein. Wenn dagegen die Methode zur Ermittlung des Phonembestandes für wichtiger erachtet wird, muss dem nichtvorhersagbaren e-Schwa Phonemstatus

¹⁶ Das gilt natürlich nur, wenn man damit nicht phonetisch-physiologische Gegebenheiten meint. Denn natürlich kann ich Schwa jederzeit betonen. Etwa wenn ich Deutschlernenden diesen Laut überzogen deutlich vormache.

zugewiesen werden.¹⁷ Eine wichtige „fiktive“ Größe“ (Trubetzkoy 1939:41) des Deutschen wäre damit gerettet.

Literaturverzeichnis:

- ALTMANN, Hans/ZIEGENHAIN, Ute (2010): *Prüfungswissen Phonetik, Phonologie und Graphemik. Arbeitstechniken – Klausurfragen – Lösungen*. 3. Aufl. Göttingen. [vordem: *Phonetik, Phonologie und Graphematik fürs Examen*].
- ARENS, Hans (1987): Gedanken zur Historiographie der Linguistik. In: SCHMITTER, Peter (Hrsg.): *Geschichte der Sprachtheorie*. Bd. 1: *Zur Theorie und Methode der Geschichtsschreibung der Linguistik. Analysen und Reflexionen*. Tübingen, S. 3-19.
- BARTSCHAT, Brigitte (1996): *Methoden der Sprachwissenschaft*. Berlin.
- BECKER, Thomas (1998): *Das Vokalsystem der deutschen Standardsprache*. Frankfurt a. M. u. a.
- BAUDOIN DE COURTENAY, Jan (1895): *Versuch einer Theorie phonetischer Alternationen. Ein Capitel aus der Psychophonetik*. Straßburg. [wiederabgedruckt in: ders.: *Ausgewählte Werke in deutscher Sprache*. Hrsg. v. Joachim MUGDAN. München, S. 51-178].
- BÜHLER, Karl (1934): *Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache*. Jena.
- DUDENREDAKTION (Hrsg.) (2005): *Das Aussprachewörterbuch*. Bearb. v. Max MANGOLD. 6. Aufl. Mannheim u. a.
- DUDENREDAKTION (Hrsg.) (2009): *Die Grammatik. Unentbehrlich für richtiges Deutsch*. 8. Aufl. Mannheim.
- EISENBERG, Peter (2004): *Grundriss der deutschen Grammatik*. Bd. 1: *Das Wort*. 2. Aufl. Stuttgart.
- FÉRY, Caroline (2001): *Phonologie des Deutschen. Eine optimalitätstheoretische Einführung des Deutschen*. Teil I. 2. Aufl. Potsdam.
- FÉRY, Caroline (2010): *Einführung in die Phonologie*. Internetskript. http://www.sfb632.uni-potsdam.de/~fery/einfuehrung_in_die_phonologie.html (wird ständig aktualisiert; letzter Aufruf der Seite am 22.10.2010).
- FLEISCHER, Wolfgang/HELBIG, Gerhard/LERCHNER, Gotthard (Hrsg.) (2001): *Kleine Enzyklopädie Deutsche Sprache*. Frankfurt a. M. u. a.
- GIEGERICH, Heinz (1987): Zur Schwa-Epenthese im Standarddeutschen. In: *Linguistische Berichte*, 112, S. 449-469.
- GOLDSMITH, John (2000): On information theory, entropy, and phonology in the 20th century. In: *Folia Linguistica* 34/1-2, S. 85-100.

¹⁷ Zwei wichtige Schauplätze rund um das Schwa wurden hier nicht betreten: Positionen zur Schwa-Elision und zur Schwa-Epenthese. Während erstere davon ausgehen, dass Schwa in bestimmten Positionen wegfallen kann, gehen letztere davon aus, dass es sich generell um einen Vokal handelt, der unter bestimmten Bedingungen eingefügt werden kann. Elisionsthesen finden, wenn man so will, auf segmentalem Boden statt. Ausgangspunkt ist ein Segment und untersucht wird, unter welchen Bedingungen und mit welchen Folgen es wegfallen kann. Epenthese-thesen sind dagegen prosodischer Natur. Hier wird untersucht, unter welchen Bedingungen ein Schwa eingefügt werden muss. Elisionsregeln finden sich u. a. in den Grammatiken und den Aussprachewörterbüchern. Für das epenthetische Schwa vgl. Giegerich (1987) und Féry (2010: Kap. 9). Wie sich Elision und Epenthese vom Ansatz her theoretisch zueinander verhalten, ist unklar.

- HAKKARAINEN, Heikki J. (1995): *Phonetik des Deutschen*. München.
- HALL, Tracy Alan (2000): *Phonologie. Eine Einführung*. Berlin/New York.
- HEIKE, Georg (1972): *Phonologie*. Stuttgart.
- HEIDOLPH, Karl Erich/FLÄMIG, Walter/MOTSCH, Wolfgang (Hrsg.) (1981): *Grundzüge einer deutschen Grammatik*. Berlin.
- HELBIG, Gerhard (1974): *Geschichte der neueren Sprachwissenschaft*. Reinbek.
- HIRSCHFELD, Ursula/WALLRAFF, Uta (2002): Untersuchungen zum Schwa im Deutschen. In: BRAUN, Angelika/MASTHOFF, Herbert R. (Hrsg.): *Phonetics and its Applications. Festschrift für Jens-Peter Köster on the Occasion of his 60th Birthday*. Stuttgart, S. 493-505.
- KOERNER, E. F. K. (1976): A minor figure in 19th-century French linguistics: A. Dufriche-Desgenettes. In: *Phonetica* 33, S. 222-231.
- KUZMENKO, Tetyana (2007): Untersuchungen zur Stabilität/Instabilität der distinktiven Merkmale deutscher Vokalphoneme in verschiedenen Textsorten. IKB-Arbeitsbericht NF 23. (http://www.sk.uni-bonn.de/forschung/ikp-arbeitsberichte-neue-folge/IKB-AB_23_kuzmenko_pdf)
- LESSEN KLOEKE, Wus van (1982): *Deutsche Phonologie und Morphologie. Merkmale und Markiertheit*. Tübingen.
- MAAS, Utz (2006): *Phonologie. Einführung in die funktionale Phonetik des Deutschen*. 2. Aufl. Göttingen.
- MEINHOLD, Gottfried/STOCK, Eberhard (1980): *Phonologie der deutschen Gegenwartssprache*. Leipzig.
- ORTMANN, W. D. (1981): *Minimalpaare im Deutschen. Typen, Häufigkeiten, Übungsbeispiele, rechnerorientiert anhand von 7995 hochfrequenten Wortformen der Kaeding-Zählung*. München.
- PHILIPP, Marthe (1974): *Phonologie des Deutschen*. Stuttgart u. a.
- RAMERS, Karl Heinz (2002): Phonologie. In: MEIBAUER, Jörg u. a. (Hrsg.): *Einführung in die germanistische Linguistik*. Stuttgart, S. 70-120.
- SAUSSURE, Ferdinand de (1916): *Cours de linguistique générale*. Lausanne. [dt. (1931): *Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft*. Berlin.]
- SPIEKERMANN, Helmut (2000): *Silbenschnitt in deutschen Dialekten*. Tübingen.
- SPIEKERMANN, Helmut (2002): Wörter zerlegen. Grundzüge der Wortphonologie. In: DITTMANN, Jürgen/SCHMITT, Claudia (Hrsg.): *Über Wörter. Grundkurs Linguistik*. Freiburg i. Br., S. 105-124.
- STAFFELDT, Sven (2010): *Einführung in die Phonetik, Phonologie und Graphematik des Deutschen. Ein Leitfaden für den akademischen Unterricht*. Tübingen.
- TERNES, Elmar (1999): *Einführung in die Phonologie*. 2. Aufl. Darmstadt.
- TRUBETZKOY, Nikolaj Sergejewitsch (1939): *Grundzüge der Phonologie*. Prag. (= Travaux du Cercle Linguistique de Prag 7). [Nachdruck ⁷2003 Göttingen].
- VENNEMANN, Theo (1991): Syllable structure and syllable cut prosodies in modern Standard German. In: BERTINETTO, Pier Marco/KENSTOWICZ, Michael/LOPORCARO, Michele (Hrsg.): *Certamen Phonologicum II. Papers from the 1990 Cortona Phonology Meeting*. Turin, S. 211-243.

WAGNER, Arthur (1982): *Das Minimalpaar*. Hamburg.

WERNER, Otmar (1972): *Phonemik des Deutschen*. Stuttgart.

ZIFONUN, Gisela et al. (1997): *Grammatik der deutschen Sprache*. Bd. 1. Berlin/New York.

Résumé

Ke statutu „Schwa“ jako fonému v němčině. Stav výzkumu

Tento článek se zabývá následující otázkou: Jsou [ə] a [ɐ] německé fonémy nebo ne? Hlavní myšlenka se zabývá rozmezím testu minimálních párů jako metody k určení fonematického systému jazyka. Tento test je úspěšný do té doby, pokud nejsou dané prvky přesně předvídatelné. Ty jsou předpověditelné, pokud existují fonologická pravidla, která vysvětlují výskyt fónu. Zde se argumentuje, že /ə/ je německý foném, ale [ɐ] není.

Summary

The status of the schwa as a phoneme in German. Current state of research

In this article the following question is discussed: Are [ə] and [ɐ] phonemes of German or not? The main point concerns the boundaries of the minimal pair test as the method for establishing the phoneme system of a language. This test only works insofar the items in question are not strictly predictable. They are predictable if phonological rules exist, which can explain the occurrence of the phone. It is argued that /ə/ is a German phoneme but [ɐ] is not.